



SONJA RUCOSTUHL

Aufruhr im Land der vielen Sprachen

Ab wann sollen Kinder Fremdsprachen lernen? Und welche soll in den Schulen zuerst kommen? Die politische Debatte und wissenschaftliche Hintergründe

Eine Frage spaltet das Land

Welche Fremdsprache soll zuerst gelehrt werden? An dieser Frage reiben sich Politiker, Fachleute, Sprachregionen seit Jahrzehnten. Am Anfang des Schweizer Sprachenstreits standen Zürcher Schulreformpläne, am Ende könnte er zu einer nationalen Abstimmung führen. **Von René Donzé**

Hoch über den Wolken, irgendwo zwischen Kanada und der Schweiz, hat er eine Notiz gemacht. Und damit den helvetischen Sprachfrieden zu Grabe getragen. Er, das ist Ernst Buschor, Erziehungsdirektor im Kanton Zürich von 1995 bis 2003. Er wird gemeinhin genannt, wenn man nach der Ursache für den Sprachenstreit fragt, der die Schweiz seit bald zwei Jahrzehnten bald mehr, bald weniger beschäftigt.

Buschor befand sich 1996 auf dem Rückflug von einem internationalen bildungspolitischen Kongress. Europa allerdings war dort kein Thema gewesen. Die Begründung: «We are not interested in the museum of the world», wie ein südkoreanischer Delegierter auf den Hinweis Buschors auf wichtige europäische Entwicklungen sagte. «Europa war rückständig», erinnert sich Buschor. Englisch und Informatik hatten einen geringen Stellenwert, die Bildungspolitik war introvertiert und konservativ.

Auf besagtem Rückflug also skizzierte Buschor auf einem Blatt Papier das Bild einer modernen Schule mit Computern im Klassenzimmer und vor allem: mit Englischunterricht ab der ersten Primarstufenklasse. Zurück in Zürich, wies er seine Mitarbeiter an, ein solches Schulprojekt zu lancieren - mit der Idee, es später verbindlich einzuführen. Ein Jahr später präsentierte Zürich das Schulprojekt 21.

Es brach ein Gewitter der Entrüstung los über dem Zürcher Reformturbo, wie er es nie vorausgesehen hatte. «Man ist mir beinahe an den Kopf gesprungen.» Der damalige Präsident der Erziehungsdirektorenkonferenz (EDK), der Berner Peter Schmid, kritisierte das Vorpreschen seines Zürcher Amtskollegen als Affront für die Romands. Und die Genfer Bildungsministerin Martine Bruntschwig Graf sah das Ende des Frühfranzösisch in der Deutschschweiz, noch bevor es richtig eingeführt worden war: «Ich befürchtete, dass die Einführung des Englisch in

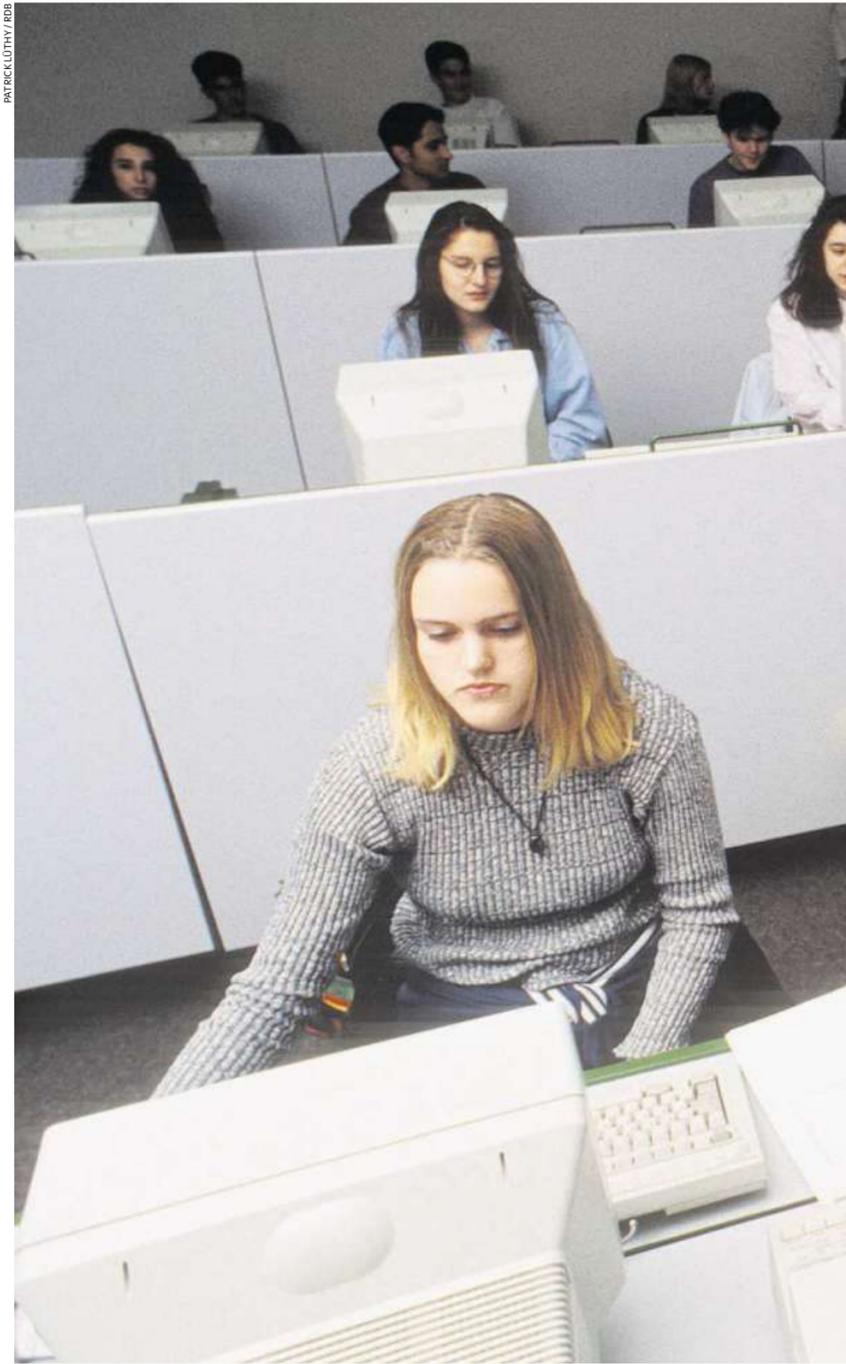
der Primarschule früher oder später zur Diskussion über die beiden Fremdsprachen führt», sagt sie heute. «Und ich ging davon aus, dass wir Romands dabei am Ende verlieren würden.» Sie sollte nicht ganz unrecht haben.

Welsche waren zuerst

Dabei hatten die Kantone damals gerade erst den Fremdsprachenunterricht einigermaßen koordiniert. Lange war dieser weitgehend der höheren Bildung vorbehalten gewesen. In den 1960er Jahren kam es dann zu ersten Schulversuchen in der Primarschule. Erste Kantone, etwa das Wallis, führten Anfang der 1970er Jahre das Obligatorium ein. Flächendeckend wurden die frühen Fremdspra-

chen 1975 zum Thema. Dann empfahl die EDK den Kantonen den Unterricht ab der 4. oder 5. Klasse. Dabei ging es nicht nur um eine Vorverlegung der Sprachvermittlung, sondern auch um deren didaktische Optimierung, bessere Lehrmittel und Ausbildung der Lehrer. In der Westschweiz, dem Tessin und den zweisprachigen Kantonen wurde der Empfehlung rasch Folge geleistet. Die Deutschschweiz hinkte hinterher. In mehreren Kantonen blockierten Volksinitiativen das Frühfranzösisch, die jedoch dann verworfen wurden (Thurgau und Zürich 1988, St. Gallen 1989).

Der Siegeszug der Fremdsprachen war für die Sprachminderheiten ein Erfolg: «Das frühe Lernen einer zweiten Landes-



Sprachunterricht der alten Schule im Sprachlabor. (1. 3. 1999)

sprache ist auch ein Zeichen der Zuwendung zur anderssprachigen Bevölkerung der Schweiz», sagt Bruntschwig Graf. Es sei auch eine Frage der nationalen Kohäsion. Die Nachkriegsgenerationen dies- und jenseits der Saane sollten einander besser verstehen lernen.

Auch der Schweizerische Lehrerverein (SLV) machte sich damals für Frühfremdsprachen stark. «Die Lehrerinnen und Lehrer erkannten schon früh den Wert von Fremdsprachen in der Bildung der Kinder und Jugendlichen. Damit werden ihre Berufsperspektiven massiv verbessert», sagt Beat Zemp, Präsident des SLV-Nachfolgeverbandes LCH (Dachverband Lehrerinnen und Lehrer Schweiz). «Und selbstverständlich war mit früher Fremd-

sprache automatisch eine zweite Landessprache gemeint - nicht etwa Englisch», sagt Zemp.

Der Weg schien also in den neunziger Jahren definitiv frei für eine nationale Sprachenstrategie, als der Zürcher Regierungsrat Buschor mit seinem Frühenglisch den Frieden störte. Auch andere Kantone, vorab aus der Ost- und Inner- schweiz, unterstützten die Frühenglischförderung und bestritten die Kohäsionsgefährdung. Französisch statt Englisch an der Primarschule schien, vorab aus wirtschaftlicher Sicht, durchaus auch seine Logik zu haben. Unterstützt wurde der Zürcher Schulversuch denn auch aus Wirtschaftskreisen.

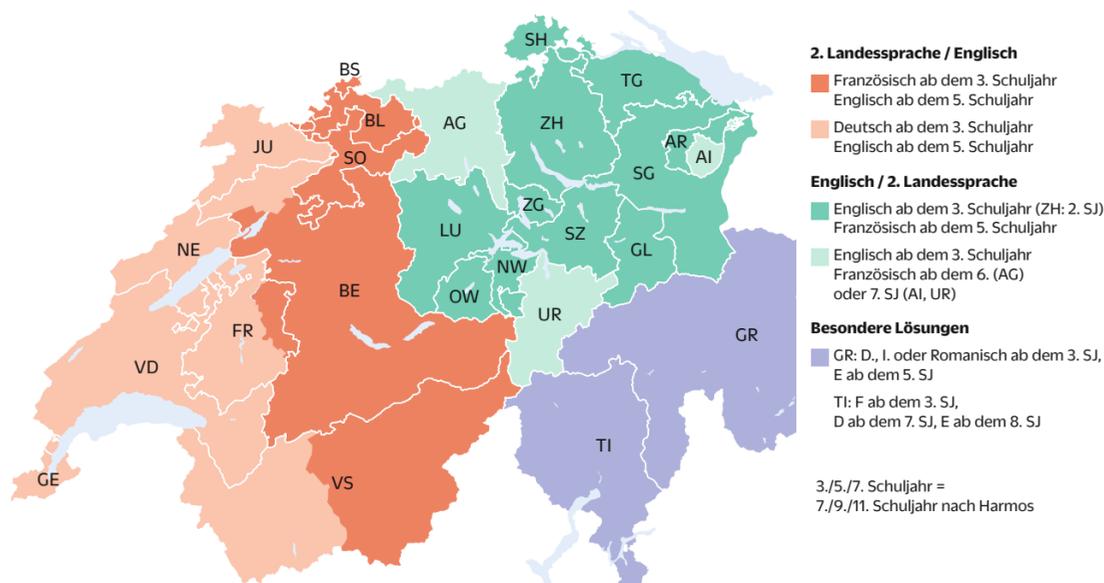
Der Kampf der Kantone

Im Wissen darum, dass Zürich ein Signal aussendet, welches die zweite Landessprache an der Primarschule gefährden könnte, versuchte die EDK das Frühfranzösisch zu retten. 1998 gab sie die Empfehlung ab, mit dem Englisch obligatorisch erst ab der 7. Klasse zu beginnen. Doch Zürich liess sich nicht beirren: «Wir hätten das Frühenglisch auch im Alleingang eingeführt», sagt Buschor. An der denkwürdigen Plenarversammlung der Erziehungsdirektoren im Jahr 2000 in Montreux kam es zu hitzigen Diskussionen zwischen den Befürwortern von Englisch und jenen einer zweiten Landessprache an der Primarschule. Doch eine Einigung scheiterte an den schier unvereinbaren Haltungen Zürichs und der Westschweizer Kantone.

Erst 2004 konnten sich die Erziehungsdirektoren zum Modell 3/5 durchringen: einem Kompromiss, mit dem zwei Fremdsprachen auf die Primarstufe verlegt wurden. Die erste Fremdsprache wird spätestens in der dritten Klasse, die zweite in der fünften Klasse eingeführt. Mit diesem Kompromiss konnten die Erziehungsdirektoren auch verhindern, dass sich der Bund in den Sprachenstreit einmischte. Dort hatte eine parlamentarische Initiative von Didier Berberat im Nationalrat bereits 2001 eine Mehrheit

Beschränkte Koordination

Stand der Umsetzung des Fremdsprachenunterrichts in der Primarschule



Quelle: «Ich lerne Sprachen», Informationsbroschüre der Erziehungsdirektorenkonferenz 2013



Die Politik hat es verpasst, die nötigen Rahmenbedingungen für einen erfolgreichen Fremdsprachenunterricht zu schaffen.

Beat Zemp, Präsident Lehrerverband Schweiz

Kreise, die den Sprachenkompromiss hinterfragen, auch Vertreter anderer Parteien und Fachleute tragen die Kritik mit.

Sekundiert werden sie zunehmend aus der Lehrerschaft. Selbst der nationale Verband, einst Kämpfer für den frühen Sprachunterricht, warnt vor einem Scheitern. Unprofessionell und halbherzig seien die Fremdsprachen in vielen Kantonen eingeführt worden, sagt LCH-Präsident Beat Zemp. «Die Politik hat es verpasst, die nötigen Rahmenbedingungen für einen erfolgreichen Fremdsprachenunterricht zu schaffen.» Die wenigen Wochenlektionen, welche den Fremdsprachen zugestanden werden, reichen nicht aus für erfolgreiches frühes Sprachenlernen. Die Lehrerschaft moniert, dass zu wenig Ressourcen für einen seriösen Sprachunterricht in kleinen Lerngruppen zur Verfügung gestellt werden. Aus dem geplanten spielerischen Spracherwerb mit Hören und Sprechen wurde ein benotetes Fach, das mancherorts promotionsrelevant ist.

2015 wird entscheidend sein

Nun steht die Schweiz erneut vor der Frage, ob eine nationale Sprachenstrategie gefunden werden kann. Die Erziehungsdirektoren werden im Oktober um eine Lösung ringen, mit der die Koordination des Sprachunterrichts gerettet oder neu aufgegleist werden kann. Die Zeit drängt: Nächstes Jahr müssen sie Bilanz ablegen darüber, ob ihnen die Harmonisierung des Schulwesens gelungen ist.

Bereits jetzt aber wird auf Bundesebene darüber diskutiert, den Unterricht einer zweiten Landessprache in der Primarschule im Sprachengesetz festzuschreiben. Die Bildungskommission des Nationalrates will im Winter über eine entsprechende Initiative entscheiden. Auch Bundesrat Alain Berset hat angekündigt, der Bund werde im Notfall einschreiten. Ein solcher Schiedsspruch aus Bern würde für die Deutschschweizer Kantone bedeuten, dass sie mit Französisch beginnen müssten, sollten sie sich auf eine Frühfremdsprache beschränken. Französisch zuerst würde auch der LCH unterstützen, und Englisch als Wahlpflichtfach ab der 5. Klasse. Damit wäre Buschors Vision nach rund 20 Jahren definitiv auf dem Boden der helvetischen Realität gelandet. Allerdings ist gegen ein solches Gesetz das Referendum absehbar, und damit eine nationale Volksabstimmung zur Sprachenfrage – etwas, das vorab in der welschen Schweiz unguete Gefühle weckt.

gefunden, wonach als zweite Sprache eine Amtssprache gelehrt werden soll.

Im Sprachenkompromiss einigten sich die Deutschschweizer Kantone nahe der Sprachgrenze darauf, mit Französisch zu beginnen, jene weiter östlich mit Englisch. Die Romandie beginnt mit Deutsch und lehrt Englisch als zweite Fremdsprache. Am Ende sollten alle Schüler in beiden Sprachen dieselben Grundkompetenzen erreichen. «Das war ein politischer Kompromiss und kein pädagogisches Konzept», sagt Buschor. Auch dagegen wurden in fünf Kantonen Volksinitiativen lanciert: Diesmal nicht explizit gegen Frühfranzösisch, sondern gegen zwei Fremdsprachen an der Primarschule. Unterstützt wurden sie auch aus Leh-

rerkreisen, die eine Überforderung der Kinder befürchteten. Und doch wurden diese Initiativen 2006 in den Kantonen Schaffhausen, Thurgau, Zug und Zürich abgelehnt, in Luzern wurde das Begehren daraufhin wieder zurückgezogen.

Lehrplan 21 fördert Opposition

Das Modell 3/5 ist heute weitgehend umgesetzt, steht aber auf wackligen Beinen (Grafik). Bereits von Anfang an nicht mitgetragen hat es der Kanton Appenzell Innerrhoden, der Französisch auf die Oberstufe verbannte und mit Englisch in der dritten Primarklasse beginnt. Uri hat Italienisch ab der fünften, aber bloss als Wahlpflichtfach, und Französisch ab der Oberstufe. Der Aargau beginnt mit Fran-

zösisch erst in der sechsten Klasse, die Vorverlegung auf die fünfte ist vorgesehen mit der Einführung des Lehrplans 21.

Nun wittert die Opposition gegen zwei Fremdsprachen an der Primarschule erneut Morgenluft. Im Windschatten der Debatte über den neuen Lehrplan 21 für die Deutschschweizer Kantone wurden in mehreren Kantonen Vorstösse und Initiativen lanciert, die das Fremdsprachenkonzept infrage stellen: Im Thurgau und in Schaffhausen hat sich das Parlament bereits gegen Frühfranzösisch ausgesprochen, in Nidwalden war es die Regierung. In den Kantonen Bern, Obwalden und Solothurn sind Vorstösse im Parlament gescheitert. Doch längst sind es nicht mehr bloss konservative politische

Martine Brunshawig Graf



Die ehemalige Genfer Erziehungsdirektorin kämpfte gegen das Vorpreschen Zürichs mit dem Frühenglisch.

«Für uns ist das schmerzhaft»

Die Romands sehen die Kritik der Deutschschweizer am Frühfranzösisch auch als Zeichen des Desinteresses an ihrer Sprache und Kultur, sagt die Präsidentin der Westschweizer Bildungsdirektoren

NZZ am Sonntag: *Wollen wir uns auf Deutsch oder auf Französisch unterhalten?*

Anne-Catherine Lyon: Sie können Ihre Fragen auf Deutsch stellen. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, werde ich auf Französisch antworten. Wie wichtig Deutschkenntnisse sind, weiss ich aus eigener Erfahrung, denn ich beherrsche die Sprache nicht sehr gut.

Sprechen Sie nicht gerne Deutsch?

Nein. Ich lernte Ende der 1970er, Anfang 1980er Deutsch. Damals war der Unterrichtsstil rigide und überhaupt nicht an der Kommunikation orientiert. Der Anspruch war ein perfektes Deutsch. Das machte auf uns Schüler Eindruck. Wer nicht zu dieser Perfektion fähig war, lernte nichts. Zum Glück hat sich das verändert. Der Sprachunterricht hat sich geöffnet. Heute lieben die Kinder den Deutschunterricht, weil sie die Sprache unter anderem über Lieder und Poesie ungezwungen erlernen.

Aber Sie lernten ebenfalls bereits Deutsch auf der Primarstufe?

Ja, damals wurde ab der fünften Klasse Deutsch unterrichtet. Das galt aber nicht für alle, da im Kanton Waadt zu dieser Zeit schon vor Ende der Primarschule prägymnasiale Klassen gebildet wurden und nur deren Schüler auf Primarstufe Deutsch lernten. Heute lernen alle Kinder ab der dritten Klasse Deutsch. Deutsch wird wie die meisten Fächer mit Noten bewertet und zählt für den Übergang ins Gymnasium mit Französisch und Mathe zu den drei entscheidenden Fächern.

Finden Sie diese starke Gewichtung des Deutschen gut?

Auf jeden Fall, ich habe mich sogar persönlich dafür eingesetzt. Das ist zwar anspruchsvoll für die Schüler, aber notwendig. Darum enttäuscht es mich, dass einige Deutschschweizer Kantone dem Französischen nicht den gleichen Stellenwert geben und es auf Primarstufe abschaffen wollen. Damit riskieren wir den nationalen Zusammenhalt.

Warum ist das wichtig für den nationalen Zusammenhalt? Vor wenigen Jahrzehnten noch war Französischunterricht von untergeordneter Bedeutung an Deutschschweizer Schulen und das Deutsch noch weniger etabliert an Schulen der französischsprachigen Schweiz. Trotzdem fiel das Land nicht auseinander.

Es mag noch keinen obligatorischen Sprachunterricht gegeben haben, dafür existierte ein intensiver Austausch zwischen den Sprachregionen - und auch

Anne-Catherine Lyon

Die 51-jährige Staatsrätin ist seit zwölf Jahren Vorsteherin des Departements für Bildung, Jugend und Kultur des Kantons Waadt und ist Mitglied der SP. Ihr Studium der Rechtswissenschaften hat sie in Lausanne und Brüssel absolviert. Sie präsidiert die Konferenz der Bildungsdirektoren der französischen und italienischen Schweiz (CIIP) sowie die Schweizerische Universitätskonferenz (SUK). Ihre Mutter ist Britin, ihr Vater ist Schweizer. Anne-Catherine Lyon ist perfekt bilingue in Englisch und Französisch. Hochdeutsch versteht sie sehr gut, sie spricht es jedoch nicht gerne. (brk.)

ein stärkeres Gefühl des Zusammenhalts. Das Welschlandjahr war eine starke Tradition der Deutschschweizer. Auch die Romands verbrachten gerne ein Jahr in der Deutschschweiz. Die Förderung des Sprachaustauschs ist mir deshalb wichtig - obwohl er den Sprachunterricht nicht ersetzen kann. Er kann jedoch seine kulturelle Dimension verstärken.

Warum hat sich das verändert?

Da bin ich überfragt. Vielleicht gibt es heute mehr Druck, gleich nach der Schule weiterzumachen mit Studium oder Lehre? Auf jeden Fall gab es früher einen stärkeren Austausch. Ich bin immer erstaunt, wie selbstverständlich meine älteren Deutschschweizer Kollegen in der interkantonalen Konferenz der Bildungsdirektoren Französisch beherrschen. Irgendwann scheint es da einen Bruch gegeben zu haben.

In der Romandie hat Deutsch eher noch an Bedeutung gewonnen. Sprechen die Jungen heute besser Deutsch?

Auf jeden Fall. Meine Nichten und Neffen etwa lieben Deutsch. Einer von ihnen, er ist achtzehn Jahre alt, hat soeben ein Jahr in Zürich verbracht. Er kam bilingue zurück - er hat ohne grossen Effort Schweizerdeutsch gelernt. Zuvor hat er die zweisprachige Matura gemacht. Und er hatte schon von klein auf einen entspannten Umgang mit Deutsch. Bei uns war der Deutschunterricht noch viel verkrampfter. Doch um dieses Niveau zu erreichen, musste mein Neffe früh beginnen. Das Glück hatte ich nicht. Ich bin zwar zweisprachig aufgewachsen, weil meine Muttersprache Englisch ist. Deutsch kam bei mir aber zu kurz. Von meiner Biografie her müsste ich sagen: Lassen wir das



Bildungsdirektorin Anne-Catherine Lyon. (Lausanne, 19. 10. 14)

Deutsch fallen und konzentrieren uns auf Englisch. Doch das wäre falsch.

Genau das schlägt Patrick Aebischer, Rektor der ETH Lausanne, ja vor: Man solle in der ganzen Schweiz Englisch als erste Fremdsprache unterrichten.

Herr Aebischer wünscht sich, dass alle Schüler eine zweite Landessprache und Englisch lernen. Bei der Reihenfolge ist er wohl etwas fest von seiner Rolle als Präsident einer international anerkannten Hochschule geprägt, wo Englisch in der Tat eine grosse Rolle spielt. Dabei zeigen Studien, dass nicht Englisch als Erstes für den Erfolg entscheidend ist, sondern eine zweite Lan-

dessprache. Wer in der Schweiz in Politik oder Wirtschaft Karriere machen will, beherrscht mit Vorteil zwei Landessprachen. Englisch kommt erst an dritter Stelle.

Aber nationaler Zusammenhalt funktioniert auch ohne Sprache. Italienisch zum Beispiel wird kaum von Deutschschweizern gesprochen. Und trotzdem würde niemand behaupten, die Tessiner gehören nicht zur Schweiz.

Das ist nicht der Punkt. Sprachpolitik hat auch eine symbolische Dimension. Wenn ein Landesteil kein Interesse hat, die Sprache des anderen Landesteils zu lernen und seine Kultur zu kennen, dann bedeutet das eine Distanzierung.

Genau den Eindruck haben viele Deutschschweizer: dass die Aufregung der Romands um das Frühfranzösisch eher symbolischer Natur ist. Sie fühlen sich vor den Kopf gestossen.

Ja, für uns ist das schmerzhaft. 75 Prozent des Landes sind deutschsprachig und 22 Prozent französischsprachig. Wir müssen damit leben, dass wir eine Minderheit sind, die immer wieder bei eidgenössischen Abstimmungen überstimmt wird. Zusammenleben heisst ja nicht nur, nebeneinander wohnen. Die Schweiz wird als Willensnation bezeichnet - da geht es auch um Symbolik. Sich zur anderen Landessprache zu bekennen, ist ein starkes Symbol. Ich mache mir Sorgen, dass wir uns voneinander distanzieren. Es braucht ein Bekenntnis zur nationalen Einheit. So ein Bekenntnis ist das Französisch in den Deutschschweizer Primarschulen - wie das Deutsch bei uns.

Ist es nicht egal, ob man früher oder später mit dem Französischunterricht beginnt, solange am Ende der Schulzeit alle die gleichen Kompetenzen haben?

Nein, das glaube ich nicht. Es ist erwiesen, dass man vertiefter lernt, je früher man damit beginnt.

Neuere Studien zeigen, dass Kinder, die bereits im Primarschulalter eine Sprache erlernen, keinen nennenswerten Vorsprung gegenüber Schülern haben, die erst in der Oberstufe damit anfangen.

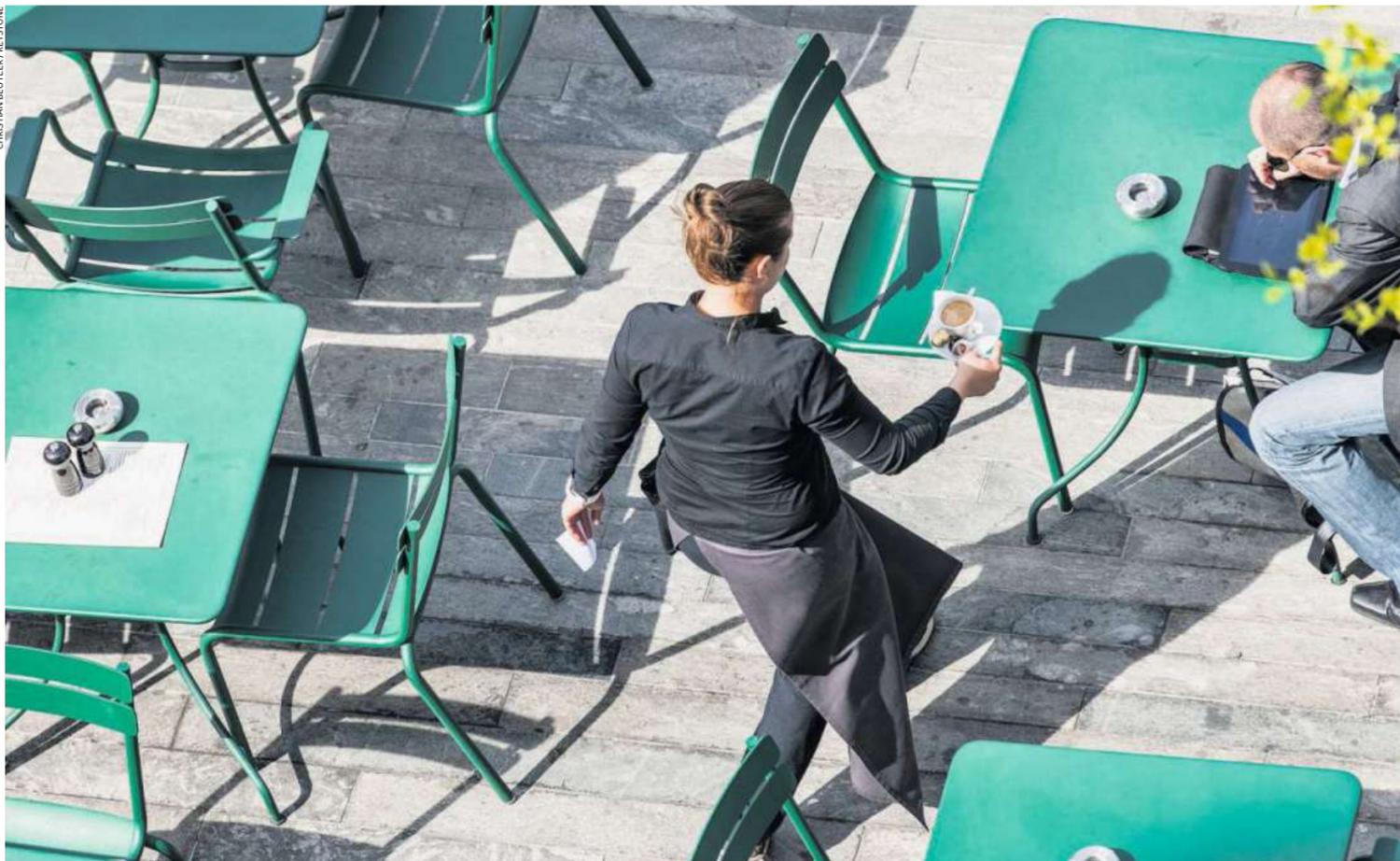
Aber das ist doch lächerlich - nach dieser Logik brauchte man ja gar nichts mehr zu lernen, bis zur Oberstufe. Mathe, Deutsch: Dann könnten wir mit allem erst auf der Oberstufe beginnen. Nein, ich glaube, diese Studien sind tendenziös und haben wissenschaftlich wenig Wert.

Interview: Katharina Bracher, René Donzé



Wer in der Schweiz Karriere machen will, beherrscht mit Vorteil zwei Landessprachen.

Im Berufsleben ist Englisch wichtig. Trotzdem will das Gewerbe, dass Französisch erste Fremdsprache ist. Dahinter steckt mehr als staatspolitische Überzeugung.
Von Daniel Fleischmann



Wer Fremdsprachen beherrscht, hat auf dem Arbeitsmarkt die besseren Karten: Kellnerin serviert Kaffee in Zürich. (7. April 2014)

Französisch zuerst

Als Elira Zejnnullahu nach Lehrabschluss eine Stelle suchte, erlebte sie nur Frust. Die gelernte Kauffrau scheiterte «mindestens fünfmal» daran, dass sie kaum Französisch sprach - «mehr als Niveau A1 erreichte ich nicht, unterste Schublade», gibt sie zu. Zum Glück schickte ihre Arbeitslosenberaterin sie in ein mehrmonatiges Welschlandpraktikum, bezahlt von der Arbeitslosenkasse. Von da an ging es aufwärts.

Die Schweizer Wirtschaft hat ein grosses Interesse daran, dass ihre Mitarbeiter auch Fremdsprachen wie Englisch oder Französisch, beziehungsweise Deutsch in der Romandie, sprechen. Ein Grund ist die Exportwirtschaft: In kaum einem Land trägt sie so viel zum Bruttoinlandprodukt bei wie in der Schweiz - jeder zweite Franken wird im Ausland verdient. Diese internationale Anbindung wird in Zukunft noch enger, sagt Jürg Zellweger vom Arbeitgeberverband. «Doch dank ihrer Mehrsprachigkeit hat die Schweizer Wirtschaft im globalisierten Wettbewerb gute Karten.»

Was das ökonomisch bedeutet, hat im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms NFP 56 die Studie LEAP der Universität Genf ermittelt. Rund zehn Prozent des Bruttoinlandproduktes verdankt die Schweiz den Fremdsprachenkompetenzen der Mitarbeitenden. Besonders hoch ist diese Wertschöpfung in Dienstleistungsunternehmen und der Informatik, aber auch der Transport-, der Chemie- und der Maschinenindustrie. Dabei verkehren nicht nur Sales-Manager mehrsprachig, sondern auch Einkäufer und -weniger erstaunlich - Mitglieder der Direktionen.

Berufsbranchen sind sich einig

Fremdsprachen zu beherrschen, lohnt sich auch für die Betroffenen selber. Die Wahrscheinlichkeit, entlassen zu werden, ist für sie halb so gross wie für Personen ohne ausreichendes Französisch oder Englisch. Und auch der Lohn ist höher: Personen mit guten Fremdsprachenkenntnissen verdienen je nach Sprache und Geschlecht 14 bis 25 Prozent mehr.

Trotz der ökonomischen Bedeutung der Fremdsprachen hält sich der Arbeitgeberverband im Sprachenstreit zurück. Offen ist auch die Haltung des Wirtschaftsdachverbandes Economiesuisse: Der Fremdsprachenentscheid müsse den Kantonen überlassen werden. Allerdings

sei eine Fremdsprache an der Primarschule genug, weil sonst Mathematik und die Muttersprache vernachlässigt würden, sagte Stefan Vannoni von Economiesuisse kürzlich. Deutlicher äusserte sich der Direktor des Gewerbeverbandes, Hans-Ulrich Bigler: Er plädiert fürs Frühfranzösisch, weil diese Sprache wichtig sei fürs Gewerbe.

Dezidiert fürs Frühfranzösisch sind auch die Trägerverbände von Berufslernen mit einer Fremdsprache. Zu ihnen zählen Swissmem mit Ausbildungen wie Automaten oder Elektroniker, Gastrosuisse oder die für die kaufmännische Grundbildung zuständige Konferenz der kaufmännischen Ausbildungs- und Prüfungsbranchen (SKKAB). Auf Anfrage der «NZZ am Sonntag» sprechen sich neun Verbände für Französisch als erste Fremdsprache an der Schule aus und

14–25%

So viel mehr Lohn verdienen Personen mit Fremdsprachenkenntnissen je nach Sprache und Geschlecht.

kein einziger für Englisch - und das, obwohl in ihren beruflichen Grundbildungen meistens Englisch unterrichtet wird.

Diesen Widerspruch erklärt Arthur Glättli von Swissmem: «Wegen der Exportorientierung von Grossfirmen und immer mehr auch der kleinen und mittleren Unternehmen hat Englisch die

grössere Bedeutung. Aber in den Primarschulen muss eine Landessprache als erste Fremdsprache unterrichtet werden. Aus staatspolitischer Sicht kommt keine andere Position infrage.» Praktisch wortgleich die Stellungnahme von Gastrosuisse: «Aus Gründen des nationalen Zusammenhalts und gegenseitigen kulturellen Verständnisses sind wir klar für eine Landessprache als erste Fremdsprache. Allerdings ist Englisch - gerade im internationalen Tourismus - von grösster Bedeutung.»

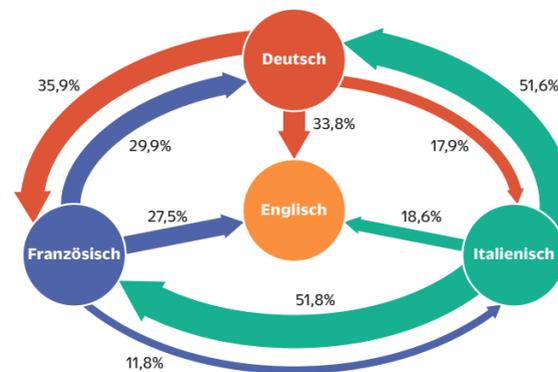
Bei den kaufmännischen Berufen äussert man sich uneinheitlicher. Bankenvertreter Matthias Wirth etwa sieht gute Gründe sowohl für eine zweite Landessprache wie auch für Englisch als erste Fremdsprache in der Volksschule. Wichtig sei, dass ein gutes Niveau erreicht werde. Eindeutiger Roland Hohl, Geschäftsleiter der SKKAB: Er zieht wegen der unterschiedlichen Ansprüche der kaufmännischen Branchen das Französisch als Erstsprache vor.

Englisch auf dem Vormarsch

Die Präferenz der Wirtschaftsverbände für das Französische ist erstaunlich. Im täglichen Gebrauch liegen die Landessprachen zwar noch vorne (Grafik). Doch der Stellenmarktmonitor der Universität Zürich zeigt, dass Englisch an Wichtigkeit gewonnen hat. Wurden in den achtziger Jahren noch in rund 15 Prozent der Ausschreibungen Englischkenntnisse verlangt, sind es heute fast 30 Prozent. Französischkenntnisse werden seit Jahren in rund 17 Prozent der Stelleninserate verlangt. Gemäss der LEAP-Untersuchung

Landessprachen haben Priorität

Tägliche Anwendung von Fremdsprachen in der Berufswelt



Lesebeispiel: 35,9% der in der Deutschschweiz Befragten brauchen Französisch praktisch täglich, während 29,9% der in der französischen Schweiz Befragten praktisch täglich Deutsch brauchen.

Quelle: Studie Langues étrangères dans l'activité professionnelle (LEAP), Universität Genf

wird Englisch während 12 Prozent der Arbeitszeit genutzt, Französisch während 7 Prozent.

Trotzdem behält das Französische dank den Beziehungen vieler Firmen in die Romandie seine hohe Bedeutung. Gerade weil das Englische auf dem Vormarsch ist, brauche es gute Schulbildung in der zweiten Landessprache, heisst es. Jobfirmen wie Randstad Schweiz oder Universal-Job berichten, es sei mittlerweile viel leichter, eine Stelle zu besetzen, wenn Englisch- und nicht Französischkenntnisse verlangt werden.

Die Mehrheit der angefragten Branchenverbände ist mit den Sprachkompetenzen der Berufsanfänger einigermaßen

zufrieden. Seine Branche verfüge über keine breit abgestützten Signale, dass die Eintretenden in eine Banklehre über zu wenig Fremdsprachenkenntnisse verfügen, sagt zum Beispiel Bankenvertreter Matthias Wirth.

Bei Pharmasuisse, dem Verband der Pharma-Assistenten, ist man «teilweise zufrieden». Man beobachtet aber neben individuellen Unterschieden auch grosse regionale Unterschiede. Auch Callnet, der Verband der Fachleute Kundendialog, macht diese Beobachtung: «Bei einigen Schulabgängern sind nur gerade die nötigen Basiskenntnisse vorhanden.» Am kritischsten äusserte sich der Ausbildungsverbund Aprentas, der Chemie- und Pharmatechnologen ausbildet: «Die Niveaus sind sehr unterschiedlich, teilweise sind die Englischkenntnisse auf überraschend tiefem Niveau.»

Diese Antworten machen auch deutlich, dass sich die Berufsbildung vergleichbare sprachliche Fertigkeiten der Lehrbeginner wünscht. Die meisten Verbände begrüssen darum die im Lehrplan 21 angestrebte Harmonisierung. Klar ist aber auch, dass selbst einheitliche Lektionentafeln wenig ausrichten können gegen unterschiedlich gute Lehrer oder unterschiedlich motivierte und begabte Schüler. Das weiss auch Elira Zejnnullahu. In der Westschweiz angekommen, war die junge Kauffrau endlich motiviert, Französisch zu lernen, und bekam Freude daran. Schliesslich fand sie auch Arbeit: Heute ist sie in einer Exportfirma für die Kontakte in die frankofone Welt zuständig.

Berufslehre

Die Hälfte lernt eine Fremdsprache

In den meisten Berufslehren wird keine Fremdsprache unterrichtet. Von rund 150 beruflichen Grundbildungen bieten nur 38 Englisch oder Französisch an. Der Anteil der Lernenden mit einer Fremdsprache ist dennoch bedeutend höher; dank Massenberufen wie der kaufmännischen Grundbildung oder dem Detailhandel sowie der Berufsmaturität lernt ziemlich genau jeder zweite Lehrling Englisch oder Französisch (104 796 von 210 394 im Schuljahr 2012/13).

Warum führen viele Berufslehren den Fremdsprachenunterricht der Volksschule nicht fort, obwohl das Berufsbildungsgesetz dies eigentlich vorschreibt? Fehlende Zeit, lautet die häufigste Antwort, zumal der berufskundliche Unterricht immer anspruchsvoller werde. Kritiker etwa von Avenir Suisse entgegnen, dass die Berufsverbände damit die Arbeitsmarktperspektiven der jungen Erwachsenen schmälern. «Die Fremdsprachen sind eine Schwäche der Berufsbil-

dung», gibt Jürg Zellweger vom Arbeitgeberverband offen zu, «hier müssen wir uns verbessern.»

Abhilfe verspricht das Konzept des bilingualen Unterrichts, bei dem die Fremdsprache im Rahmen der Berufskunde geübt wird und damit stundenplanneutral eingeführt werden kann. Die angehenden Köche beispielsweise arbeiten so. Doch ohne Abstriche an den berufskundlichen Inhalten geht es auch hier nicht. Daniel Fleischmann

Je früher, desto besser?



ILLUSTRATION: ANDREA CAPREZ

Jüngere Kinder erlernen eine Zweitsprache nicht zwingend besser als ältere, darin sind sich die Forscher einig. Trotzdem hat bessere Karten, wer schon früh und intensiv mit einer Fremdsprache in Kontakt kommt. **Von Katharina Bracher**

Am Anfang des Früh-sprachen-Booms steht eine theoretische Ab-handlung. Der deutsch-amerikanische Neuro-loge Eric Lenneberg postulierte 1967 in einem Aufsatz die Hypothese der «kritischen Periode». Diese besagt, dass Spracherwerb nur innerhalb eines be-grenzten Zeitfensters in der Kindheit erfolgreich ist. Danach ist das Erlernen einer Sprache erschwert, wenn nicht gar verunmöglicht. Einen Beleg glaubten zeitgenössische Forscher in einem schweren Fall von Kindsmisshandlung aus dem Jahr 1970 gefunden zu haben: Genie, ein Mädchen von 13 Jahren, wurde in Los Angeles von den Behörden schwer misshandelt und verwahrlost im Haus ihrer Eltern gefunden. Der Vater hatte Genie als Säugling in einen Raum eingeschlossen, wo sie jahrelang ent-weder auf einer Kinder-Toilette festge-schnallt oder an ein Bett gefesselt vor sich hin vegetierte. Neben allen körper-lichen und psychischen Folgen dieses Martyriums hatte das Mädchen nie ge-lernt, sich verbal zu verständigen. Trotz grossen Anstrengungen ihrer späteren Pflegeeltern und von Pädagogen gelang es Genie nie, richtig sprechen zu lernen.

Der Fall Genie bestärkte Lennebergs Hypothese von der kritischen Periode: Verpasst man besagtes Zeitfenster in der Kindheit, ist die Chance, eine Sprache zu erlernen, womöglich für immer verpasst.

Überholtes Paradigma

Obwohl empirische Belege für Lennebergs Hypothese von der Wissenschaft fehlten, vermochte sie eine regelrechte Früh-sprachen-Welle auszulösen. Ihren Anfang nahm diese in Amerika, wo ganze Generationen von ehrgeizigen Eltern und Lehrern nach dem Motto «Je früher, desto besser» die Kinder in Fremdsprachen unterrichteten. Mit etwas Verspätung kam das Paradigma in den 1990ern auch in der mehrsprachigen Schweiz an. Nicht nur Elternforen und pädagogische Fachkreise, sondern die ganze Bildungs- und Sprachpolitik des Landes richtet sich seit vielen Jahren danach. Die Schwei-

zerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren stützte 2004 ihre Fremdsprachen-Strategie auf die Hypothese der kritischen Phase. Kinder sollen schon in der dritten Primarschulklasse mit der ersten Fremdsprache beginnen, heisst es im Papier.

Doch aus wissenschaftlicher Sicht ist das Paradigma der kritischen Lernphase längst überholt. Nach der anfänglichen Euphorie bringt die Forschung heute fast ausnahmslos Studien hervor, die einen Vorteil des Früh-sprachen-Erwerbs eher infrage stellen. «Es existiert bis heute keine wirklich ernstzunehmende Studie, die zeigt, dass man früher beginnen muss mit dem Fremdsprachenunter-richt, um eine bessere Sprachkompetenz zu erreichen», sagt Raphael Berthele, Direktor des Instituts für Mehrsprachigkeit in Freiburg. Berthele hat kürzlich den Forschungsstand zum Thema Früh-sprachen-Förderung im Auftrag der kantonalen Erziehungsdirektoren zusam-mengetragen. «Aus empirischer Sicht erscheint die Annahme einer kritischen Periode immer weniger wahrscheinlich», heisst es im Fazit des Literaturüber-blicks. Lennebergs Hypothese habe sich auf den natürlichen Spracherwerb bezo-gen und sei von seinen Anhängern fälschlicherweise auf den Sprachunter-

6 Monate

dauert es laut einer Studie, bis Jugend-liche, die kein Frühenglisch hatten, ihren Rückstand aufgeholt haben.

richt im Klassenzimmer übertragen worden, erklärt die Linguistin Simone Pfenninger von der Universität Zürich (siehe Interview). Dabei finde der Zweitsprachen-Erwerb in einem natürlichen Umfeld statt – dem sprichwörtlichen Sprachbad des Alltags. Der Fremdsprachenunterricht im Schulzimmer finde jedoch unter ganz anderen Bedingungen statt. «Früher hat die Wissenschaft beim Altersfaktor nicht systematisch zwischen dem natürlichen Zweitsprachen-Erwerb und dem Fremdsprachenunterricht unterschieden», sagt Pfenninger. Heute wisse man jedoch, dass diese Unterscheidung wichtig sei, um den Effekt des Frühsprachen-Lernens methodisch korrekt zu erforschen.

Die Anglistin Pfenninger hat vor kurzem die erste Schweizer Langzeitstudie zum Thema Frühenglisch publiziert. Dabei hat sie die Englischkompetenzen von 13-jährigen Zürcher Schülern im ersten und im letzten Oberstufenjahr getestet – die einen hatten bereits seit der Primarschule Englischunterricht, die anderen hatten erst vor einem halben Jahr damit begonnen. Die Wissenschaftlerin ging der Frage nach, ob die späteren Lerner dazu in der Lage waren, ihren Rückstand aufzuholen. «Trotz fünf Jahre Vorsprung schnitten die Schüler, die Frühenglisch hatten, nicht besser ab», stellt Pfenninger fest. Die «Spätler» hatten ihren Rückstand also nur innerhalb von sechs Monaten aufgeholt. Beim Lösen von grammatikalischen Aufgaben waren sie sogar leicht im Vorteil.

Jüngere sind doch im Vorteil

Ausserdem zeigten die beiden Gruppen unterschiedliche Herangehensweisen bei der Lösung der Aufgaben. «Frühler tendieren dazu, die Sprachen zu mixen», stellt Pfenninger fest. Sie hätten allgemein einen unbefangeneren Umgang mit der Sprache, etwa, indem sie gerne frei erfundene Pluralformen verwendeten oder bei den Zeitformen einfach auspro-

bierten, bis der Satz ungefähr passe. Schwach ausgeprägte Vorteile für die «Frühler» entdeckte die Wissenschaftlerin nur in Bezug auf die Aussprache. Schüler, die bereits in der Primarschule Englisch hatten, kamen besser zurecht mit der korrekten Aussprache. Gemäss früheren linguistischen Studien liegt das optimale Alter, um die Laute einer Fremdsprache optimal zu erlernen, noch viel tiefer. Wer bereits zwischen fünf und sieben Jahren erstmals mit einer Zweitsprache konfrontiert wird, habe gute Aussichten, eines Tages akzentfrei zu sprechen, heisst es dort.

Berthele hält selbst diese geringen Vorteile der «Frühler» für wissenschaftlich wenig haltbar. «Hingegen gibt

es sehr wohl Unterschiede zwischen der Motivation von jüngeren und älteren Lernenden», sagt Berthele. Aus der Sprachforschung wisse man zum Beispiel, dass sich Kinder nicht so schnell entmutigen lassen von Lernschwierigkeiten wie Jugendliche oder Erwachsene. «Kinder sind deshalb motivierter, eine Fremdsprache zu erlernen. Was sich auch auf den Lernerfolg auswirkt», erklärt er.

Doch wie sieht es mit der vielzitierten Überforderung von schwachen Schülern aus, die mit zwei Fremdsprachen in der Primarschule überfordert sind? Manche Vertreter aus der Schweizer Lehrerschaft sprechen von bis zu 50 Prozent der Schüler, die überfordert seien mit dem Frühsprachen-Unterricht. Eine Studie



Kinder lassen sich nicht so schnell entmutigen von Lernschwierigkeiten wie Jugendliche

der Pädagogischen Hochschule Luzern aus dem Jahr 2009 geht davon aus, dass mindestens jedes fünfte Kind in der Primarschule überfordert ist mit dem frühen Fremdsprachenunterricht.

Sprachforscher Berthele mag sich nicht auf eine Zahl festlegen. «Das Problem der Überforderung ist nicht seriös wissenschaftlich erforscht», sagt er. Die Definition der «Überforderung» sei in den zitierten Studien den befragten Lehrern oder den Schülern, die sich selbst einschätzen müssten, überlassen. Das sei weit entfernt von einer wissenschaftlichen Vorgehensweise. «Wir müssen zuerst exakt festlegen, was mit Überforderung gemeint ist», sagt Berthele. Sind das Schüler, die generell wenig oder gar keinen Unterrichtsstoff aufnehmen? Meint man mit Überforderung, dass sich diese schädlich auswirkt auf andere Fächer? Oder erleidet der Schüler selbst Schaden durch die Überforderung? All diese Fragen müsse man klären, um zu erforschen, ob die Schüler mit Frühsprachen überfordert seien.

Die meisten Sprachwissenschaftler sträuben sich dagegen, klar Stellung zum erneut aufgeflamten Sprachenstreit zu beziehen. Zu heikel ist die politische Situation, zu emotional die Debatte. Zwar hat sich die aus heutiger Sicht pseudowissenschaftliche Behauptung, wer eine Fremdsprache lernen wolle, müsse damit anfangen, solange das Hirn noch jung sei, längst widerlegt. Doch die Forscher wollen das nicht als Votum gegen Frühsprachen verstanden wissen. «Setzt der Lernprozess früher ein, sind die maximal erreichbaren Kompetenzen möglicherweise höher, weil man mehr Kontaktstunden mit der Sprache hatte», lautet Bertheles Fazit. Wer bereits im Kindesalter eine Fremdsprache lerne, habe damit aus wissenschaftlicher Sicht einen guten Boden für erfolgreichen Spracherwerb gelegt. Die Frage sei mehr, wie viel Mehrsprachigkeit das Schweizer Schulsystem insgesamt vertrage.

Spracherwerb

«Englisch kann man auf die Oberstufe verschieben»

NZZ am Sonntag: Ihre Untersuchung zeigt, dass Schüler, die bereits in der Primarschule Englisch hatten, die Sprache nicht besser beherrschen als Schüler, die erst auf der Oberstufe damit beginnen. Lässt sich das Resultat auch auf andere Sprachen übertragen?

Simone Pfenninger: Nur bedingt. Englisch kann man tatsächlich auf die Oberstufe verschieben, da es eine Sprache mit hohem sozialem und wirtschaftlichem Prestige ist, die auch den Schweizer Alltag prägt. Das hat einen positiven Einfluss auf den Spracherwerb. Französisch hat diesen Sympathiebonus nicht. Wenn eine Fremdsprache auf der Primarstufe unterrichtet

werden soll, dann Französisch, allerdings nicht, ohne die Lektionenzahl pro Woche zu erhöhen.

Sie haben sich in Ihrer Studie auf Gymnasiasten beschränkt. Hätten die Resultate auf Sekundarschulstufe gleich ausgesehen?

Das ist nicht sicher. Die Gymnasiasten sind jedoch leistungsstarke, hochmotivierte Jugendliche. Wenn sie über so einen langen Zeitraum keinen nennenswerten Vorteil aus dem Frühenglisch ziehen, dann ist mutmasslich davon auszugehen, dass auch

Sekundarschüler nicht wesentlich vom Frühenglisch profitieren.

Dann könnte man also aus pädagogischer Sicht auf Sprachenunterricht in der Primarschule verzichten?

Ich spreche mich nicht per se gegen den Frühsprachen-Unterricht aus, sondern gegen dessen qualitative und quantitative Umsetzung. Die Tatsache, dass die Spätler in meiner Untersuchung schnell aufgeholt haben, hat unter anderem damit zu tun, dass sie in ihrer Muttersprache bereits gefestigter sind als Primarschüler, die mit Frühenglisch beginnen. Das heisst, Spätler können schon auf einen Grundstock an systematischem Wissen zurückgreifen, den sie für den Erwerb einer Zweitsprache einsetzen können. Interview: Katharina Bracher



Simone Pfenninger.
Linguistin in Zürich.



FOTOS: SONJA RUCKSTUHL

Auf den gemeinsamen Ausflügen ist das Eis gebrochen: Schülerinnen und Schüler der Sekundarklassen aus Yverdon und Oberwinterthur. (Winterthur, 5. 9. 2014)



Die Menschen hinter der Fremdsprache

Für viele Deutschschweizer Kinder ist die französische Sprache abstrakt und fremd. Abhilfe kann ein Schüleraustausch schaffen. Die Kinder gewinnen Motivation und Selbstvertrauen und finden manchmal neue Freunde. **Von Rebecca Wyss**

Wochenlang haben sich die 27 Schüler der Oberwinterthurer Schule Lindberg auf das Treffen mit den Schülern aus Yverdon vorbereitet: Briefe geschrieben, in denen sie sich einander vorstellten, Telefonnummern ausgetauscht, eine Notration an Französisch-Wörtchen auswendig gelernt. Dann ist es so weit. In weniger als drei Zugstunden treffen sie in Yverdon auf «die Romands».

Eine aufregende Sache für die 14- bis 16-Jährigen: Sie plaudern wild durcheinander, einige kreischen durchs Zugabteil, andere kichern ununterbrochen. Die «Ruhe!»-Aufforderungen von Sek-Lehrerin Regula Baumann verhallen meist ungehört im vollen Abteil. In Yverdon ändert sich die Stimmung plötzlich. Kaum aus dem Zug ausgestiegen, bleiben die Oberwinterthurer erst einmal abrupt vor den Yverdonnois stehen. Wortlos.

«Es war ein Schock für sie», erinnert sich Baumann. Obwohl die 14- bis 16-Jährigen darauf vorbereitet waren, dass die Sprache eine Barriere sein könnte, wurde ihnen nun zum ersten Mal richtig bewusst: Romands sprechen eine andere Sprache - was also sagen?

Hemmungen abbauen

Das Zusammentreffen im Frühling war der erste Teil eines Austauschprojekts, das Baumann mit ihrem Lehrerkollegen Jonas Wacker aus Oberwinterthur sowie Danielle Borkowsky und Estelle Leuthold aus Yverdon organisiert hatte. Während je einer Woche - einmal in Yverdon und einmal in Oberwinterthur - begleiteten die 54 Schülerinnen und Schüler ihren Austauschpartner aus der anderen Sprachregion in den Unterricht und kamen in dessen Familie unter.

Die Absicht dahinter: «Sprachbarrieren abbauen», wie Baumann sagt. Viele Deutschschweizer Schüler hätten trotz jahrelangem Unterricht Mühe mit der französischen Sprache. Am Unwillen alleine liege das nicht. «Sie haben Hemmungen.» Ein ähnliches Bild zeigt sich im Kanton Waadt. Laut Danielle Borkowsky, Lehrerin im Schulhaus Léon Michaud, ist der fehlende Kontakt zwischen den

beiden Sprachgruppen der Grund: «So können sie den Stellenwert der Fremdsprache nicht erkennen.»

Zum Beispiel Amin Rashwan: Er konnte bis zum Schüleraustausch nicht sehr viel mit Französisch anfangen, wie er sagt. «Das änderte sich, als ich auf Naïm traf.» Zweimal schon teilten die beiden Jungs Schulbank, Freunde und Schlafzimmer - zuerst bei Naïm Ben Gaïed in Yverdon, dann bei Amin in Oberwinterthur. Auf die Nerven seien sie einander nie gefallen, sagt der 14-jährige Amin. Im Gegenteil. «Ich habe sofort gemerkt, dass wir ähnlich ticken.»

Tatsächlich mögen beide Uni-Hockey, sie biken gerne, sie lachen über die gleichen Witze und stammen aus ähnlichen Familienverhältnissen: Amins Vater ist Ägypter, jener von Naïm Tunesier, beide Mütter sind Schweizerinnen. Während der ganzen Austauschzeit wichen die beiden Jungs einander nicht von der Seite. Weder im Unterricht noch auf dem Pausenplatz oder im Park beim Musikhören mit Freunden. Sogar in der Zeit, in der sie einander nicht sahen, blieben sie ständig per Whatsapp in Kontakt. Er sei froh, Amin kennengelernt zu haben, da seine Geschwister fast alle ausgezogen seien, sagt der 15-jährige Naïm. «Wenn wir zusammen sind, ist er wie ein Bruder für mich.»

Nicht alle nahmen das Zusammensein mit dem Austauschpartner so ernst. Vor allem die Yverdonnois suchten immer wieder die Nähe zu ihren gleichsprachigen Schulfreunden, erzählt Amin. «Manche meiner Kollegen mussten ständig ihre Austauschpartner suchen. Wir hätten uns nie getraut, unseren Austauschfreunden davonzurennen.»

Romands lieben bauchfrei

Es war nicht der einzige Unterschied. Mode, Schminke, Musik, überhaupt der «Style», wie Amin sagt, habe oft zu reden gegeben. Die Romands-Mädchen liebten kurze Shirts und viel Schminke. «Die liefen noch mit freiem Bauch herum, während wir schon lange eine Jacke angezogen hatten.» Die Romands wiederum verstanden nicht, weshalb ausgerechnet im hippen Zürich Hüftthosen noch nicht

Fortsetzung Seite 13

FOTOS: SONJA RUCKSTUHL



Wo die Sprache nicht reicht, braucht es manchmal Gesten: Austauschschülerinnen während des Unterrichts.



Eines Abends sprach mein Sohn nur noch Französisch mit Naïm. Das überraschte mich sehr.

Mutter von Austauschschüler Amin

Die Menschen hinter ...

Fortsetzung von Seite 11

angekommen waren. «Sie fanden uns altmodisch, was wir natürlich anders sahen», so Amin. Überhaupt seien die Romands lockerer drauf gewesen. «Und herzlicher», findet er. Mehrere Male habe er dies beobachten können. So auch bei einem gemeinsamen Ausflug in den Kletterpark, als sich einer seiner Kollegen am Bein verletzt hat. «Sofort eilten alle zur Hilfe und fragten auch lange danach noch, wie es ihm gehe.»

Die Oberwinterthurer Lehrerin kennt die Unterschiede, aber auch die Schwierigkeiten, die sich manchmal dadurch ergeben können. Seit mehr als zehn Jahren führt Regula Baumann Sprachaustausche durch. Sie weiss: «Es treffen Welten aufeinander.» Da treten Probleme auf, die selbst für die Lehrkräfte schwierig zu verstehen sind.

Baumann erinnert sich gut an jenen Austausch mit Elsässer Schülern, bei dem die Franzosen nur ungern mit ihren Austauschpartnern zusammen waren. «Zuerst war nicht klar, was das eigentliche Problem ist.» Nach etlichen Gesprächen stellte sich heraus, dass die Elsässer sauer waren, weil die Schweizer sie nicht offiziell in den Freundeskreis eingeführt hatten. Bei ihnen ist es üblich, die Gäste den Freunden vorzustellen. In Oberwin-

terthur hingegen bringt man sich selbstständig ein. Ein Missverständnis.

Auch die Yverdoner und Oberwinterthurer Schüler brauchten Anlaufzeit. Sogar beim zweiten Mal in Oberwinterthur beschränkte sich bei manchen der erste Kontakt aufs Händeschütteln. Einige Austauschpaare standen danach wortlos nebeneinander oder gaben sich gar nicht erst miteinander ab und alberten lieber mit ihren Klassenfreunden herum.

Das Eis gebrochen haben Ausflüge – in den Kletterpark zum Beispiel. Dort halfen sie einander mit den Karabinern oder sicherten einen Kameraden, während dieser in luftigen Höhen nach der besten Route nach oben suchte. «Damit konnten wir den ersten Schock des Fremden mildern», sagt Baumann. Tatsächlich standen danach alle zusammen in grossen Trauben auf dem Pausenplatz, verarbeiteten gemeinsam das Erlebte, reihten Französisch- oder Deutschwörter aneinander, malten Bilder mit dem Zeigefinger in die Luft und lachten laut auf, wenn doch keiner verstand, was der andere meinte. Wer konnte, der wick auf Englisch aus oder warf einfach mal die gängigsten Fluchwörter in den Raum. Hauptsache, man sprach miteinander.

Überwindung macht stolz

Schwieriger war es im Unterricht. «Die Französischlektionen in Yverdon waren frustrierend, ich verstand fast nichts», erinnert sich Amin. Auch wegen der Lehrer. Diese hätten keine Rücksicht genommen und so schnell gesprochen, dass er kaum mitgekommen sei. Trotzdem bekam Amin im Verlaufe des Austauschs Freude am Französisch, wie seine Mutter beobachtete: «Eines Abends sprach mein Sohn nur noch Französisch mit Naïm. Das überraschte mich sehr, da ich ihn davor noch nie so gehört hatte», sagt Jeanette Bieri. «Meine Motivation im Französischunterricht ist grösser als vor dem Austausch», sagt der 14-Jährige.

Das passt zur Beobachtung, die Baumann macht. «Die Jugendlichen erkennen, dass es sich lohnt, eine Fremdspra-

Austauschprojekte

Lehrer kämpfen mit Finanzierung

Jährlich nehmen 15 000 Schüler an einem Sprachaustausch innerhalb der Landesgrenzen teil. Neben der «ch Stiftung», die im Auftrag des Bundes tätig ist, bieten viele Kantone Unterstützung bei der Organisation von Klassenwechsellern, Klassenreisen oder Lagern. Einige leisten einen Pauschalbetrag von 500 Franken für die Lehrkraft sowie weiteren 30 Franken pro Schülerpaar. Die «Pro Patria»-Stiftung beteiligt sich mit bis zu 50 Prozent an den Kosten (maximal 2000 Fr.). Dies sei zwar eine Anerkennung, sagt die Oberwinterthurer Lehrerin Regula Baumann. «Weit kommt man damit aber nicht.» Für den Austausch investierte sie unzählige ihrer freien Stunden – unentgeltlich. Hinzu kommen die Hin- und Rückreise der 54 Schüler, die mehr als 3000 Franken kostet, sowie Ausgaben für gemeinsame Ausflüge. Dieses Jahr hatte sie Glück: Die Kosten wurden zu einem grossen Teil von der Stadt Winterthur übernommen. *Rebecca Wyss*

che zu lernen, weil sie sich dann mit anderen austauschen können. Auf einmal sehen sie in der Sprache nicht nur trockene Grammatik, sondern Menschen.» Zudem gingen die Schüler viel selbstbewusster aus dem Projekt hervor. «Im Nachhinein sind sie stolz darauf, dass sie sich in einem ihnen fremden Landesteil gut geschlagen haben.» Stolz ist Amin, wie er sagt, aber auch einfach froh, neue Freunde gefunden zu haben. Er freue sich schon jetzt auf das erste Wiedersehen nach dem offiziellen Austausch. «Ich bin gespannt, wie gut mein Französisch beim nächsten Treffen ist.»

Aufpolieren und vertiefen

Trotz frühem Fremdsprachenunterricht ist die Nachfrage nach privaten Kursen gross. **Von Isabella Seemann**

Der frühe Fremdsprachenunterricht hat das Bedürfnis der jungen Leute nach Sprachkursen nicht gebremst. Obwohl die Schulabgänger heute bereits mindestens eine Fremdsprache ab der Primarschule gelernt haben, in vielen Kantonen sogar zwei, wollen sich viele nach ihrer Ausbildung sprachlich noch verbessern. Die Tradition, nach der Lehre oder der Matura Sprachschulen in England, USA oder Kanada zu besuchen, hält ungebrochen an. 18- bis 27-Jährige decken nach wie vor 80 Prozent des Marktes für Sprachreisen ab. Für das laufende Jahr erwartet der offizielle Branchenverband der Schweizer Sprachreiseveranstalter (Salta) stabile bis leicht steigende Buchungszahlen.

Die Nachfrage junger Erwachsener nach Kursen zur Erlangung von Diplomen wie das Cambridge Certificate of Proficiency oder Diplôme d'études en langue française – kurz Delf – ist ungebrochen hoch. Sie stellen die wichtigsten Produkte auf dem Schweizer Markt der Sprachkurs- und Sprachreisenanbieter dar. Ein Sprachdiplom wird oft von Arbeitgebern verlangt, es ist aber auch Bedingung für gewisse Studien. So ist beispielsweise das C1-Niveau in Französisch und Englisch heute obligatorisch für angehende Primarlehrer, damit sie die Sprache unterrichten dürfen.

Niveau ist nicht gestiegen

Nicht wesentlich gestiegen ist hingegen das sprachliche Niveau der Schulabgänger. Sie schneiden bei den Einstufungstests zu Beginn des Sprachaufenthalts nicht höher ab als frühere Generationen, die erst in der Oberstufe Fremdsprachen lernten. «Im Gegenteil», konstatiert Dominique van Bogaert, Direktor der Alpasia Language Schools in Montreux, wo überwiegend Deutschschweizer KV-Lehrlinge und Gymischüler ab 16 Jahren Französischkurse besuchen. «Von Jahr zu Jahr ist das Eintrittsniveau unserer Schüler eher niedriger.»

Elementar für den Fremdspracherwerb seien die Schreib- und Lesekompetenzen in der Muttersprache. Diese Kenntnisse vereinfachen den Transfer in die neu zu erlernende Sprache. Doch eben daran hapere es bei den Schulabgängern. «Als Sprachkursanbieter müssen wir die Lehrmethoden und unsere Rolle als Lehrer neu ausrichten, also vermehrt Lerncoaching, Motivationstraining, individuelle Förderung anwenden. So lernen die Schüler tatsächlich auch die Sprache besser.»

Ungenügende Sprachkenntnisse bei Schulabgängern trotz Frühsprachenunterricht stellt auch Michel Sägeser, Di-

rektor von Eurocentres, fest – und zwar sowohl bei den Schülern als auch bei den Stellensuchenden: «Wir haben sogar Schwierigkeiten, junge Mitarbeiter mit ausreichenden Fremdsprachenkenntnissen zu finden.»

Stützunterricht für Schüler

In Englisch schneiden die Jungen im Vergleich zum Französisch etwas besser ab. So ist es nicht mehr so einfach, Anfängerkurse in Englisch zu füllen, wie eine Umfrage bei verschiedenen Sprachschulen zeigte. Michel Sägeser führt dies indes eher auf die Popkultur, den Umgang im Internet und die Globalisierung zurück als auf den frühen Englischunterricht in der Primarschule.

Das sieht Silvio Gardoni, Projektleiter Kommunikation bei der Migros Klubschule, ähnlich: «Eher motivieren der rasante technologische Fortschritt, die Mobilität, der internationalisierte Arbeitsmarkt, das Interesse an Reisen und am Kennenlernen von neuen Kulturen dazu, Fremdsprachen zu lernen.» Dies zeige auch die steigende Nachfrage nach Kur-

80%

So hoch ist der Anteil der 18- bis 27-Jährigen am Schweizer Markt für Sprachreisen.

sen in Sprachen wie Russisch, Japanisch oder Arabisch.

Angeheizt hat der frühe Sprachunterricht in den Schulen vor allem auch den Bedarf an Sprachkursen für Schüler. «Der Frühsprachenunterricht hat zu einer vergrösserten Nachfrage nach Stützunterricht geführt», sagt Roland Kriesi von Alpha Sprachwelt in Zürich. Auch in dieser Sprachschule am Zürichsee unterrichten meist Muttersprachler. «Da lernen sie in wenigen Wochen weitaus mehr als in einem halben Jahr an der Volksschule.»

Besonders fleissig gelernt wird in den Sommerferien: Begehrt sind bei jüngeren Schülern mehrwöchige Sprachcamps. Ebenso beobachten die Sprachreiseveranstalter einen Trend zu mehrmaligen, dafür kürzeren Sprachaufenthalten. «Eltern investieren vermehrt in die Bildung ihrer Kinder und ermöglichen ihrem Nachwuchs immer früher erste Auslandserfahrungen», so Michel Sägeser. Und natürlich hoffen sie, dass die Söhne und Töchter im nächsten Schuljahr bessere Noten in den Fremdsprachen nach Hause bringen.

ANZEIGE

Von Sprache zu Sprache hüpfen

An der Privatschule Tandem IMS lernen die Kinder, rasch zwischen Sprachen zu wechseln. «Translanguaging» nennt sich dieses Modell. **Von Regula Freuler**

Mittwoch, 8 Uhr 50. Ein Dutzend putzmuntere Kinder sitzt im Klassenzimmer und redet durcheinander – im Wortsinn: Die Fünft- und Sechstklässler der Tandem International Multilingual School (IMS) im Zürcher Seefeld wechseln fließend zwischen Englisch und Deutsch. Richard präsentiert eine Gruppenarbeit. Es geht um Fundraising. «We have ... äh ... Werbung ...» – «... advertising ...», hilft die Lehrerin. Als Klassenkameradin Caroline dran ist, schickt sie ihren Ausführungen entschuldigend voraus: «We didn't have that much time to prepare wegen Gymivorbereitung.» Diesen Sprachen-Mix hört man öfter an diesem Vormittag.

Die Schüler müssen ihre Unterlagen während des Präsentierens übersetzen. Wer sich auf Deutsch vorbereitet hat, muss jetzt englisch sprechen, und umgekehrt. Die Mitschüler machen Notizen, ebenfalls in der jeweils anderen Sprache. Von den beiden anwesenden Lehrerinnen spricht eine englisch, die andere deutsch. In der Pädagogik nennt man dieses Modell «Translanguaging». Erstmals verwendet wurde der Begriff in den 1980er Jahren vom Waliser Cen Williams, andere Erziehungswissenschaftler wie Colin Baker und Ofelia García entwickelten den Ansatz weiter. Die Idee dahinter entstammt dem Familienalltag: Kinder verschiedensprachiger Eltern halten sich auch nicht an vorgegebene Zeitfenster für die eine oder andere Sprache, sondern springen dauernd zwischen ihnen hin und her. Die Fähigkeit dazu nennt man «Code Switching Skills».

Zweisprachig Notizen machen

Auf dieser Basis hat Sonya Maechler vor zehn Jahren die Tandem IMS gegründet. Sie fing mit 32 Schülern an. Im laufenden Semester 2014/15 sind es 182 an den drei Standorten Uetikon, Zollikon und Zürich Seefeld, die Altersspanne reicht von 12 Monate bis 12 Jahre, also von der Krippe bis zur 6. Primarklasse. Mindestens den halben Tag lang werden die Code Switching Skills geübt. Je nach familiärem Hintergrund wechseln die Kinder zwischen zwei, drei oder sogar vier Sprachen. Der immersive Unterricht oder das

sogenannte «Sprachbad» findet hier quasi in verschiedenen Pools statt. «Für Kinder ist das in der Regel kein Problem», sagt Sonya Maechler. Da sie als Tochter englischer Eltern in Vevey/Montreux aufgewachsen ist, stammt sie selbst aus einem multilingualen Umfeld. Die diplomierte Lehrerin studierte in Oxford Education Management und Mehrsprachigkeit. Verheiratet ist sie mit einem Deutschschweizer, mit den drei Söhnen spricht sie englisch.

Einer davon sitzt heute in ihrer Klasse, die Maechler mit Miju Cha, einer Schweizerin mit koreanischen Wurzeln, unterrichtet. Der Wechsel zwischen den Lehrerinnen verläuft in einem lockeren Pingpong. Jede bleibt konsequent in ihrer Sprache. Nicht ganz so die Kinder. Einige sind noch nicht in der Lage dazu. Während Schüler wie der zehnjährige Guy, Sohn deutschsprachiger Eltern, seit der Krippe an der Tandem IMS sind und mit englischen Muttersprachlern mithalten können, sind andere erst seit ein paar Monaten hier.

Pädagogisches Prinzip der Tandem IMS ist nicht der klassische Wissenstransfer wie an vielen öffentlichen Schulen, sondern ein inhalts- und projektbezogenes. Heute steht «Mensch und Umwelt» auf dem Stundenplan, behandelt werden Gesellschafts- und Familien-Systeme, also auch arrangierte Ehe, Demokratie, Monarchie und mehr. Zuvor diskutierten sie, was die Kinder am meisten interessiert. Wie sich herausstellte, sind das Wohltätigkeitsorganisationen. Aufgabe der Klasse war es, eine Werbung für ein caritatives Projekt zu gestalten.

Nun wird der erste Entwurf besprochen. Die Kinder sprühen vor Ideen. Nicht nur die Sprachen gehen durcheinander, sondern auch die Stimmen. Gelegentlich muss Sonya Maechler die besonders Eifrigen etwas zurückhalten. «Übermut» steht auf einem Blatt Papier an der

25 000 Fr.

So viel betragen maximal die jährlichen Schulgebühren für die Tandem International Multilingual School.



«We have äh ... Werbung»: Tandem-Schüler beim Sprachenmischen. (Zürich, 17. 9. 14)

Wand unter dem Titel «Wort der Woche». Und als das «Word of the Week» daneben steht «compromise» – ein passendes Motto für diesen Morgen.

Die Tandem IMS zählt Schüler aus über 25 Nationen. Bei der Mehrheit ist mindestens ein Elternteil Schweizer, bei mehr als jedem vierten sprechen beide Eltern Deutsch. Das Interesse deutschsprachiger Eltern am immersiven Sprachunterricht hat stark zugenommen. Sie haben die Zukunft im Blick und leisten sich für erhöhte Berufschancen ihrer Kinder in einer globalisierten Gesellschaft jährlich bis zu 25 000 Franken Schulgebühren. Guy etwa kam als Dreijähriger an die Tandem IMS. «Ich möchte Arzt werden wie meine Eltern. Da muss man gut Englisch können.» Die elfjährige Rahel aus Rapperswil – auch sie ein Kind von Deutschschweizern – ist seit einem Jahr an der Tandem, vorher war sie an der Swiss International School (SIS). «Meine Eltern sind überzeugt, dass es mir dank frühem Zweisprachenunterricht später am Gymi leichter fällt. Und auch, falls ich einmal einen Job ausüben sollte, wo die Menschen eine andere Sprache sprechen.»

Sonya Maechler bestätigt: «Das Ziel der meisten Eltern hier ist das Gymnasium und später ein Studium.» Wie sie

unlängst an der 10-Jahres-Feier der Schule feststellte, gelang das bisher nahezu allen Ehemaligen.

Nicht bloss Wörter büffeln

Die Hoffnungen der Eltern werden von vielen Studien auch in einem allgemeineren Sinn gestützt. So wurde nachgewiesen, dass Zweisprachigkeit die kognitiven Fähigkeiten nachhaltig beeinflusst. Zwei- oder mehrsprachige Kinder sind geistig flexibler, auch bei sprachunabhängigen Aufgaben. Studien zum Translanguaging ergeben dasselbe. Zum einen integrieren Kinder, die nach dieser Methode unterrichtet werden, jede weitere neue Sprache in das vorhandene linguistische Repertoire. Zum anderen unterstützt Translanguaging die Fähigkeit, komplexe Denkaufgaben zu lösen.

Wichtig ist, dass früh damit begonnen wird. Darum liegt Maechlers Fokus auf den Kleinen. «Sprache ist mehr, als bloss Wörter zu lernen. Unsere Kinder hier sollen eine emotionale Beziehung zu anderen Sprachen und Kulturen entwickeln. Das gelingt nur, wenn man früh anfängt.» Bestes Beispiel dafür sei das häufig gehörte Argument, Kinder mögen Englisch lieber als Französisch. «Man sollte sich fragen, warum das so ist. Der Grund ist: Englisch ist omnipräsent, in der Wer-

Zweisprachige Schulen

Tandem Int. Multilingual School: Drei Standorte im Raum Zürich, 180 Schüler. Angebot von Krippe bis Primarschule. Unterricht auf Deutsch und Englisch nach Zürcher Lehrplan, freies Wechseln zwischen den Sprachen. Französisch ab dem Kindergarten. Schulgeld zwischen 13 340 Fr. und 24 800 Fr. pro Jahr.

Terra Nova Int. Bilingual School: Zwei Standorte im Raum Zürich. Kindergarten bis Sekundarstufe. Zwei Lehrer pro Klasse, je 2½ Tage Unterricht auf Englisch und Deutsch. Freizeitkurse in Russisch und Chinesisch. Schulgeld auf allen Stufen: 26 000 Fr. pro Jahr, Schulmaterial und Mittagstisch inbegriffen. Transport mit Schulbus oder Schulschiff.

Lakeside School: Zwei Standorte in Küsnacht und Horgen (ZH). Waldspielgruppe und Pre-Kindergarten mit 275 Schülern. Unterricht bis zur 6. Klasse auf Deutsch und Englisch gemäss Zürcher Lehrplan. Zusammenarbeit mit dem Freien Gymnasium Zürich. Zusatzangebote wie Freizeitkurse, Schulbusse und Ferienbetreuung. Kosten: 24 600 Fr. pro Schuljahr.

Swiss International School: 1400 Schüler in zehn Niederlassungen der Schweiz. Alle Stufen vom Kindergarten bis Gymnasium. Unterricht auf Deutsch und Englisch mit muttersprachlichen Lehrern. Französisch als Fremdsprache. Mittagstisch und Hausaufgabenhilfe. Schulgeld zwischen 23 000 Fr. (Kindergarten) und 27 000 Fr. (Gymnasium). (ruf.)

bung, am Fernsehen. Dabei betreten wir kaum zwei Stunden von hier entfernt den französischen und den italienischen Sprachraum. Aber leider wird das hierzulande viel zu wenig genutzt.»

Kinder, sagt Maechler, können mit Mehrsprachigkeit umgehen. Der springende Punkt sei die Vermittlung. «Französisch würde ich in den staatlichen Kindergärten ganz spielerisch pflegen, zum Beispiel beim Basteln.» Wie viele Wochenstunden das dann genau sind, hält sie für zweitrangig, wichtig sind der frühe Zeitpunkt und die Qualität dieser Stunden. Die Erfahrung zeige ihr, dass sie auf dem richtigen Weg sei. Zu vorzeitigen Schulaustritten komme es nur selten. «Wenn überhaupt, dann weil wir zu grosse Lernschwierigkeiten feststellen», sagt Maechler. «Unser Programm ist intensiv.» Potenzielle Schüler müssen einige Schnuppertage hier verbringen, bevor über ihre Aufnahme entschieden wird.

Auf einem der Poster im Klassenzimmer ist eine «Wörter-sortiermaschine» dargestellt: Sie sortiert Wortarten in verschiedene Körbe. Für manche Kinder läuft die Maschine eben zu schnell. Aber die Motivation der Kinder an diesem Mittwochmorgen in der Tandem IMS ist spürbar gross, die Maschine eines Tages souverän zu bedienen.